

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 35-36

Artikel: Dem Jodeln eine Gasse
Autor: Kishon, Ephraim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-512024>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dem Jodeln eine Gasse

Kurz vor Ablauf der Sendezeit fragte mich der Interviewer von Radio Zürich, ob meiner Meinung nach nicht gewisse Ähnlichkeiten zwischen der Schweiz und Israel bestünden. Ich antwortete, daß es nicht nur gewisse, sondern sehr viele solcher Ähnlichkeiten gäbe, zumal was die Nachbarn unserer beiden Länder beträfe. Damit war der diesbezügliche Gedankenaustausch erschöpft, und es galt jetzt nur noch, einen würdigen Abschluß des Interviews zu finden.

«Es ist üblich», verkündete der Interviewer, «daß der von uns interviewte Gast seine Lieblings-Schallplatte nennt, mit der wir unsere Sendung ausklingen lassen. Darf ich bitten, Herr Kishon?»

Das kam mir völlig überraschend. Außerdem habe ich keine Liebblingsschallplatte, weil ich überhaupt keine Schallplatten liebe. Ich liebe meine Familie. Aber da eine Rundfunksendung nicht gut mit Familie ausklingen kann, mußte ich dem Interviewer irgendeine Musik angeben.

Zuerst dachte ich an eines dieser pseudo-israelischen Volkslieder oder israelischen Pseudo-Volkslieder, die uns zu Hause immer so entsetzlich auf die Nerven gehen. Aber das wagte ich nicht. Und da ich nun schon bei der Folklore hielt, überkam mich eine geniale Eingebung, die zugleich ein Kompliment an mein freundliches Gastland bedeutete. Frohgemut wandte ich mich an den Interviewer:

«Am liebsten höre ich das berühmte Schweizer Jodeln!» Der Interviewer sah mich an, zuckte die Achseln und geleitete mich hinaus. Beim Verlassen des Funkhauses hörte ich aus den Lautsprechern die markigen Klänge älplerischer Sangesfreude. Sie führten mir wieder einmal vor Ohren, daß ich kein Freund des Jodelns bin, weil es mich an meine Knabenzeit erinnert, genauer: an die Zeit meines Stimmbruchs.

Aber man will ja nicht unhöflich sein.

In meinem Hotel erwartete mich ein mir unbekannter Mann in einer mir unbekanntem, jedoch eindeutig schweizerischen Uniform, fragte zuerst nach meinem Namen und fragte sodann:

«Womit haben wir das verdient, Herr Kishon?»

«Was?» fragte ich verständnislos zurück.

«Was Sie uns angetan haben. Auch meine Frau war vollkommen außer sich. Geh zu diesem Herrn hin, sagte sie mir, und mach ihm klar, daß wir diese Beleidigung niemals vergessen werden. Niemals!»

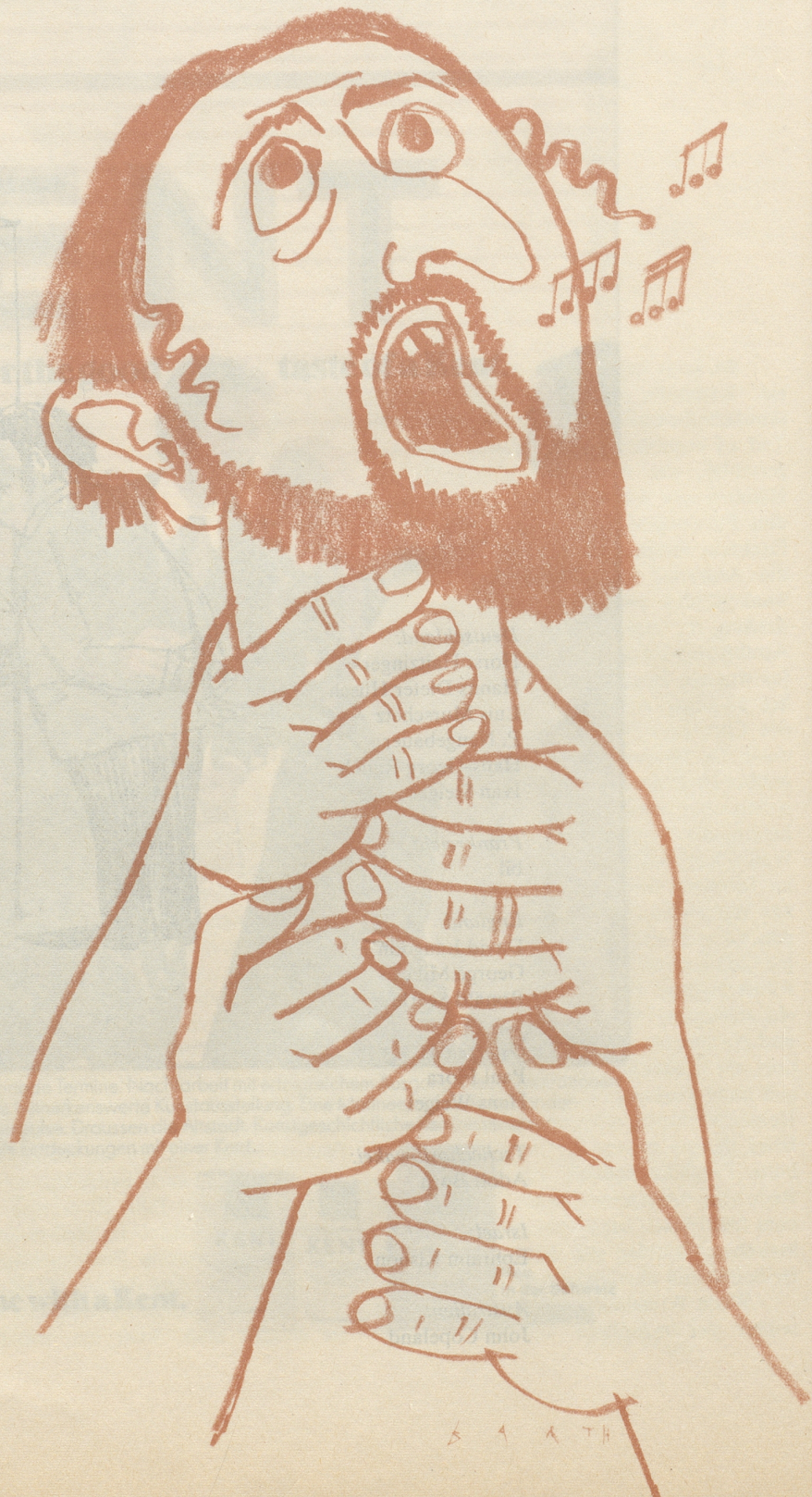
Damit drehte er sich um und verließ mich grußlos.

Ich suchte mein Zimmer auf. Zwischen dem dritten und vierten Stock begann mich der schon ein wenig betagte Liftboy zu mustern:

«Sind das Sie, der diese Jodelplatte bestellt hat?»

«Ja. Warum?»

Der betagte Liftboy gab mir keine Antwort. Nur sein Antlitz bedeckte sich mit Zornesröte.



In meinem Zimmer angelangt, rief ich den besten Freund an, den ich in Zürich hatte:

«Oscar, ich wurde soeben im Zürcher Radio interviewt. Als mich der Interviewer fragte, welche Musik ich zum Abschluß hören möchte, bestellte ich eine Jodelplatte . . .» Am andern Ende des Drahtes herrschte Stille. Sie dauerte mindestens eine Minute. Dann flüsterte mein Freund Oscar: «Bleib im Hotel. Ich komme sofort zu dir.»

Noch bevor Oscar eintraf, ging das Telephon. Jemand wollte wissen, ob ich derjenige sei. Als ich bejahte, spuckte er hörbar in die Muschel.

Oscar betrat totenbleich mein Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

«Meine Frau weiß nicht, daß ich hier bin . . . Um Himmels willen, wie konntest du!»

«Es muß ein plötzlicher Schwächeanfall gewesen sein. Vorübergehendes Aussetzen der Gehirntätigkeit oder so. Aber war's denn wirklich so schlimm?»

«Es war das Schlimmste, was dir einfallen konnte. Du hast den Nationalstolz unseres Volkes verletzt.»

Allmählich dämmerte mir auf, daß die Schweizer, dieses beneidenswerte Volk, diese konkurrenzlosen Erzeuger der besten Uhren, der besten Schokoladen und der besten Banken, diese traditionsgesicherten Inhaber der längsten Neutralität und der höchsten Berge – daß sie dennoch an einem schweren Minderwertigkeitsgefühl leiden: nämlich an dem Ruf, auch die besten Jodler zu sein. Dieser Ruf folgt ihnen überallhin. Man identifiziert sie geradezu mit dem Jodeln. Natürlich tut das ihrer Selbstachtung schweren Abbruch, und natürlich wollen sie vom Jodeln nichts mehr wissen. Früher einmal, in grauer Vorzeit, mögen sie gerne gejodelt haben. Heute hassen sie es.

«Hat man dir schon das Zimmer gekündigt?» fragte Oscar.

«Noch nicht.»

«Sei unbesorgt. Wir haben einen geräumigen Keller und können dich versteckt halten, bis der Sturm sich gelegt hat. Du wirst eben ein paar Wochen lang keine frische Luft atmen.»

Mit diesen hoffnungsvollen Worten enteilte er.

Ich trat ans Fenster und sah hinaus. Vor dem Hotel drängten sich empörte Eidgenossen und schüttelten die Fäuste gegen mein Stockwerk. Rasch trat ich hinter den Vorhang zurück, Muskeln und Sinne in wilder Entschlossenheit angespannt. Ich würde mich nicht widerstandslos abschlagen lassen. Wenn sie angreifen, schieße ich.

Die telephonische Verbindung zum Funkhaus war noch nicht unterbrochen. Nach einigem Hin und Her meldete sich der Interviewer.

Ich teilte ihm mit, daß mein Hotel von wütenden Menschenmassen umzingelt sei,

und fragte ihn, warum er mich nicht gewarnt hätte.

«Bei uns herrscht Demokratie», sagte er. «Und unsere demokratischen Freiheiten gelten auch für jene, die sie mißbrauchen. Sie hätten ja eines Ihrer wunderbaren israelischen Volkslieder verlangen können. Aber da Sie offenbar das Bedürfnis hatten, uns zu beleidigen –»

«Was reden Sie da? Wieso Bedürfnis? Hallo!»

Mein Gesprächspartner hatte den Hörer hingeschmissen. Ein neuerlicher Blick aus dem Fenster – diesmal in voller Dekkung – belehrte mich, daß die Menge vor dem Hotel beängstigend angeschwollen und durch eine Anzahl von Polizisten, Soldaten auf Urlaub und höheren Regierungsbeamten verstärkt war. Möglicherweise stand ein Vortrupp bereits im Hotel und hatte sich strategisch verteilt, um mir jeden Weg abzuschneiden, auch den ins Restaurant.

Ich läutete dem Etagenkellner und bestellte Verpflegung für zwei Tage.

Nach einer Stunde klopfte es an meiner Tür. Ich schob die Barrikade, die ich aus dem Schrank, zwei Fauteuils und der Couch errichtet hatte, ein wenig zur Seite und öffnete.

In der Tür stand der Direktor des Hotels persönlich, mit einem Tablett in der Hand. Seine Stimme klang eisig: «Das Personal weigert sich, Sie zu bedienen. Ich kann es den Leuten nachfühlen. Niemand läßt sich gern beleidigen.»

«Beleidigen?» fragte ich. «Wieso beleidigen? Warum glauben Sie mir nicht, daß ich Jodelmusik liebe? Am liebsten würde ich selber jodeln. Holloderiiiie-oooh!»

Ueberrascht hielt ich inne und lauschte meinem eigenen Gejodel nach. Es war mir gegen meinen Willen und jedenfalls ohne meine Absicht über die Lippen gekommen, aber es klang nicht schlecht, das muß ich schon sagen.

Der Hoteldirektor glotzte mich an, machte kehrt und verschwand.

Ich rührte das Essen, das er mir gebracht hatte, nicht an. Vielleicht war es vergiftet.

Schlimmstenfalls würde ich mir vom Dachfirst eine Taube fangen und sie auf der Zentralheizung braten. Und solange man mir das Wasser nicht abspernte, konnte ich der Belagerung trotzen. Früher oder später würde ja eine Wendung eintreten . . . der Botschafter würde intervenieren . . . oder ich würde mich einer Gesichtsoperation unterziehen und unerkannt entkommen . . .

Als ich gegen Abend das Fenster spaltbreit öffnete, sprang ich sofort in höchstem Schrecken zurück. Der Mob füllte den ganzen Platz bis tief in die Seitenstraßen. Kein Mensch seit Wilhelm Tell hatte das Schweizervolk zu solcher Einheit zusammengeschießt.

Die ersten Telegramme trafen ein: «SCHÄMEN SIE SICH, JETZT VER-

STEHEN WIR DIE ARABER!» oder «BESCHMUTZEN SIE IHR EIGENES NEST!» lauteten die häufigsten Texte. Es waren auch zwei Duellforderungen darunter, die ich jedoch nicht annahm.

Das Telephon läutete fast pausenlos und spie Schmähungen aus.

«Warum haben Sie das gemacht?» fragte ein halbwegs Vernünftiger. «Was wollten Sie damit bezwecken?»

«Ich wollte dem Schweizer Jodeln wieder zum Durchbruch verhelfen und zu jenem Respekt, den es verdient. Holloderiiiie-oooh!»

Das drang mir abermals völlig spontan aus der Kehle. Ich konnte mir nicht erklären, woher mir plötzlich das Talent und die Stimme zum Jodeln gekommen waren. Ein nie gekanntes Hochgefühl durchflutete mich, gemischt aus Entdeckerfreude und Todesverachtung.

Ich riß das Fenster auf. Die wogende Menge unten forderte in Sprechchören meinen Kopf. Transparente mit blutrünstigen Parolen schwebten über dem Gedränge, im Schein der Fackeln glaubte ich sogar ein Porträt des verewigten Gamal Abdel Nasser zu erkennen.

Am offenen Fenster stehend, breitete ich die Arme aus und ließ sieghaft meine Stimme erschallen:

«Holloderiiiie-oooh! Holloderiiiie-oooh!»

Nicht ohne Mühe gelang es der Polizei, die Demonstranten abzudrängen und das Feuer, das sie ans Hotel gelegt hatten, zu ersticken. Später in der Nacht wurde ich, als Kindergärtnerin verkleidet, in einem versiegelten Eisenbahnwaggon außer Landes geschmuggelt.

Nach ein paar Wochen bekam ich einen Brief von Oscar, selbstverständlich ohne Absender. Die Empörung beginne abzuflauen, schrieb er, und es gäbe sogar schon ein paar Besonnene, die für eine Erneuerung meines Schweizer Einreisevisums plädierten.

So sehr mich das in seelischer Hinsicht aufrichtete – praktisch kam nichts dergleichen in Frage. Ich konnte meine Bedenken gegen eine Wiedereinreise in die Schweiz nicht überwinden. Wann immer mir die Schweiz in den Sinn kommt, befällt mich ein unwiderstehlicher Drang zum Jodeln. Ich kann mir nicht helfen. Ob ich will oder nicht – holloderiiiie-oooh . . .

Also bitte. Es geht schon wieder los.

(Aus «Salomos Urteil zweite Instanz», Neue Satiren, Langen-Müller-Verlag München)